

Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Nutzungsbedingungen

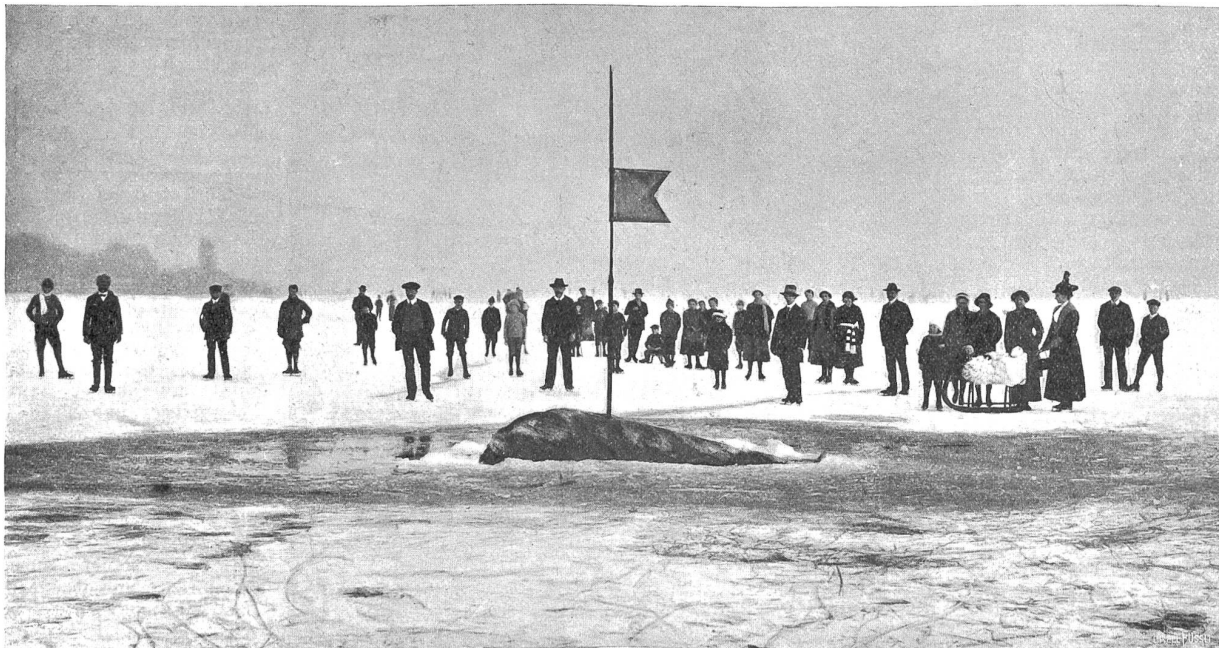
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Seegefrörne auf dem Zürichsee im Februar 1914: Der Stäfer Stein. Phot. W. Schläpfer, Männedorf.

Politische Uebersicht.

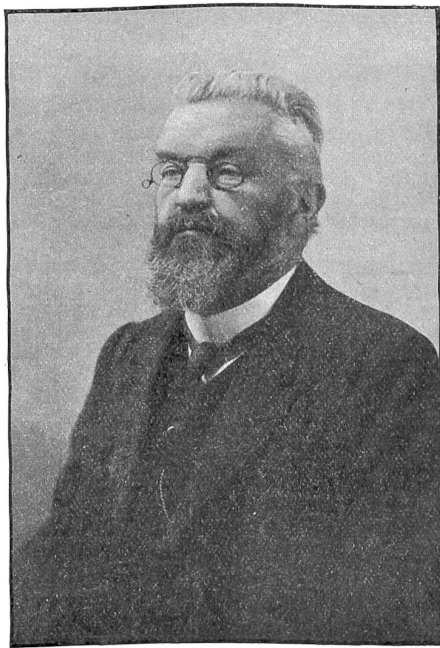
Etwas Neues ist in den internationalen Friedensbestrebungen, in einem Vertrag zwischen Nordamerika und der Schweiz, zutage getreten. Bisher galt es als Axiom, daß die sog. „vitalen“ Interessen der Staaten einem Schiedsgericht dieser oder jener Art nicht unterworfen werden können. Jetzt ist auch dieses Vorurteil aufgegeben worden, wenn auch vorläufig nur in einem Abkommen zwischen zwei Staaten, die aller Voraussicht nach überhaupt nie die Klinge kreuzen werden. Es handelt sich um einen Kriegsausschubvertrag, nach welchem alle Streitigkeiten irgendwelcher Natur, die nicht auf diplomatischem oder schiedsgerichtlichem Wege geschlichtet werden können, einer ständigen internationalen Kommission zur Untersuchung und Berichterstattung vorgelegt werden müssen. Die Parteien dürfen den Krieg nicht erklären und die Feindseligkeiten nicht eröffnen, bevor die Kommission ihre Arbeit beendet und ihr allerdings unverbindliches Urteil gefällt hat. Ähnliche Verträge sind von Nordamerika auch mit Holland und fünf mittelamerikanischen Staaten abgeschlossen worden. Sie sind, wenn auch vorläufig von wenig praktischem, doch von hohem moralischem Wert.

Einen überraschenden Erfolg hat der Staatssekretär des Reichsschatzamtes mit einem Experiment bei der Auflage der Reichswehrsteuer erzielt. Es wurde ein Generalpardon und völlige Amnestie allen Steuerjündern verkündet, die bei dieser Gelegenheit nun einmal ihr Gewissen erleichtern und mit

der Wahrheit herausrücken wollten. Nach Ablauf einer bestimmten Gnadenfrist aber sollte Defraudanten die ganze Strenge des Gesetzes treffen. Die Folge war ein Ueberschreiten des veranschlagten Steuererträgnisses um 100 bis 120 Prozent. 325 Millionen sind allein in der Stadt Frankfurt a. M. an bisher unversteuertem Kapital zutage gefördert worden, ein Bierbrauer fand außer seinen bisher versteuerten 2 Millionen noch 17 weitere in einem Winkel seines Geldschrankes usw. Natürlich gelten jetzt diese neuen Selbstschätzungen nicht etwa nur für die Wehrsteuer, sondern auch für die allgemeine Steuerveranlagung und schenkt Staaten und Städten Millionen ein. Wäre daraus vielleicht etwas zu lernen für den — Staat Zürich?

* Zürich, Ende Februar 1914.

Im Kreise seiner Standesgenossen von der Landwirtschaft hat der Reichskanzler von Bethmann Hollweg wieder einmal der Sozialdemokratie den Krieg erklärt, da ein Pattieren mit dieser das Reich und die Monarchie untergrabenden Partei doch niemals möglich sei. In diesem Kreise sind offenbar solche Gemeinplätze immer noch zugkräftig; denn der Beifall war reichlich. Allein den Reichskanzler übertrafen an rhetorischen Erfolgen noch um ein Bedeutendes die Redner im Zirkus Busch, die es in Verheerung und Aufstachelung aller feindseligen Instinkte gegen alle nicht preußisch-junkerlichen Parteien und Volkskreise mit jedem sozialistischen Agitator aufnehmen können. Zur Milderung der Gegensätze zwischen Nord und Süd hat die „grüne Woche“ von Berlin,



† Nationalrat Justin Lagier (Waadt).

die Jahres-Heerchau der junkerlichen Agrarier, nichts, aber auch gar nichts beigetragen.

Jetzt ist auch der Montblanc von den Luftschiffen bezwungen. Der Genfer Flieger Parmelin hat das Wagnis unternommen und glücklich ausgeführt. Vom Flugfeld bei Genf ist er aufgestiegen und hat, mit einer Zwischenlandung in Aosta, Turin in 80 Minuten erreicht. Bider, Ingold, Audemars, Parmelin, da haben wir schon ein hübsches Quartett schweizerischer Meisterflieger beisammen. Möge ihnen noch mancher Triumph beschieden sein!

Der russische Ministerpräsident und Finanzminister Kofowzow hat in Gnaden seinen Abschied erhalten und ist durch den greisen Goremykin ersetzt worden. Die Gründe des Ministerwechsels liegen in Kofowzows Alkoholpolitik. Der Zar will nicht länger dulden, daß die günstige Situation des Staates schädes abhängig sei von der moralischen und finanziellen Zerrüttung des russischen Volkes durch die als Staatsregal betriebene Schnapspest. Ein löblicher Entschluß, dem hoffentlich nicht bloß die Bedeutung eines momentanen Einfalls zukommt.

Schöft interessant sind die Auseinandersetzungen in Schweden zwischen König und Ministerium. Der König ist Demokrat geworden und hat eine

große Rede gehalten an eine Bauernversammlung von 30,000 Mann über die Militärfrage, und die Zumutung des Ministeriums, keine Volksreden zu halten ohne vorheriges Einvernehmen mit dem Kabinett, hat der König rund und nett zurückgewiesen, worauf das Kabinett seine Demission einreichte. Es wird lehrreich sein, zu sehen, wie dieser Konflikt sich weiter entwickelt.



Ein italienischer Grenzwächter.

* **Totentafel** (vom 7. bis 21. Februar 1914). Am 7. Februar starb in Zürich im Alter von 73 Jahren Adolf Jaesi-Veranaleken, langjähriger Direktor der A.-G. Leu & Co., gewesenes Mitglied des Großen Stadtrates, des Zürcher Handelsgerichts und Präsident des (1907 aufgelösten) Gemeindevereins für das vereinigte Zürich.

Am 9. Februar folgte ihm in seinem 66. Altersjahr Dr. Niklaus Gerber, der hervorragende Industrielle und Gründer der Vereinigten Wolleereien Zürichs.

Am 13. Februar starb in Kulm im 78. Altersjahr Emil Faller, alt Bezirkslehrer, der sich als schweizerischer Volksdichter einen Namen gemacht hatte.

Am 16. Februar in Bern im Alter von 102 Jahren Frau von Wattenwyl-de Portes.

Am 21. Februar in Zürich Bildhauer Louis Wethli, 72 Jahre alt.

Vom Schmuggel im Schweizerischen Süden.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

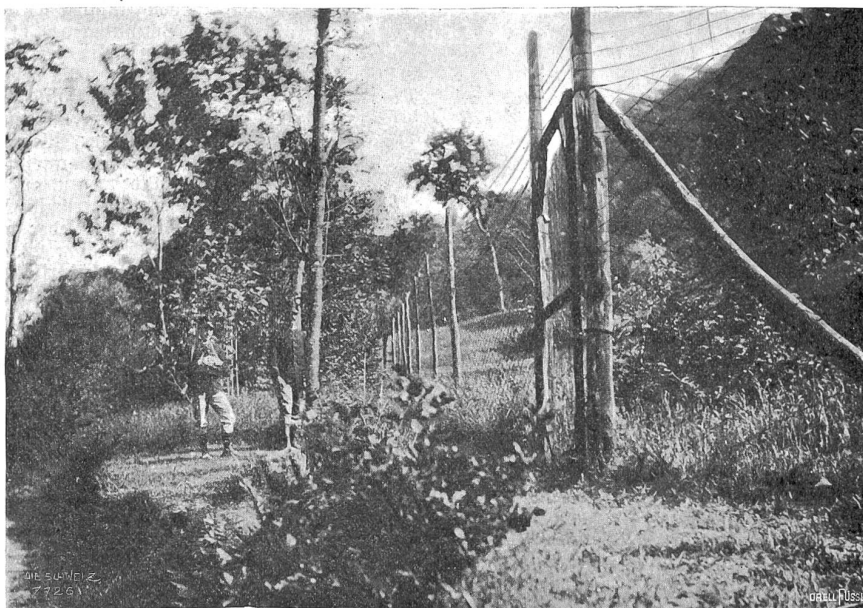
Vom Schmuggel ist in letzter Zeit auch in der deutschen Schweiz nicht wenig die Rede. Das edle Saccharin gibt unsern Grenznachbarn, den schwarzgelben, den rotgelben, den schwarzroten und den blauweißen, nicht wenig zu schaffen. Der Bodensee ist das klassische Schmugglerland. Man vergesse aber darüber nicht die Südschweiz, wo der Schmuggel im großen seit Jahrzehnten heimisch ist und wahre Orgien feiert. Hier handelt es sich um viel strenger bewachte Grenzen, um viel größere Warenmengen, um viel bedeutendere Gewinne. Der Umsatz von Waren auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Weg des Schmuggel genannten Freihandels stellt einen Wert von Hunderttausenden von Franken dar. Die Bildung einiger großer Vermögen im Tessin ist dem Schmuggel zu danken. Gegen diesen Verlust sucht das stark schutzöllnerische Italien sich mit wachsender Energie zu wehren. Je größer die Preisunterschiede für Kaffee, Tabak, Zucker, Schokolade zwischen zwei Grenzländern sind, desto blühender ist der Schmuggel, desto strenger muß die Ueberwachung sein. Unsere Südgrenze vom Stillsen Joch zum Großen St. Bernhard ist in einer Weise bewacht, die an russische Verhältnisse erinnert. Ganze Regimenter italienischer Grenzwächter ziehen den Zollkordon von unserer österreichischen zu unserer französischen Grenze. Im Hochgebirge, nahe dem Misox, dem Puschlav, dem Bergell, beim Simplon, beim Bedrettal, beim Bagnes- und Entremonttal finden wir Winters und

Sommers starke Posten, zahlreiche Zollkasernen und kleine Schukhütten in Kilometerabstand. Das bekannte Drahtnetz mit Glöckchen, das die Grenze in offenen Gegenden (bei Chiasso, Ponte Tresa, Gandria) schützen soll, erstreckt sich schon über viele tausend Meter, und die Drahtnetzindustrie beginnt in Italien äußerst lukrativ zu werden.

Die Schmugglerorganisation an unserer Südgrenze trägt den besondern Verhältnissen Rechnung. Es handelt sich hier nicht um Schmuggel im Eisenbahnwagen und auf Fischerbooten. So bequem wird der Gewinn nicht eingestrichen. Auch Schlaueit allein führt nicht zum Ziele. Es handelt sich vielmehr um große physische Leistungen. So zerlegt sich die Operation von selbst in drei Teile. Eine Gruppe beschäftigt sich mit dem Ankauf und Verkauf der Waren auf Schweizerboden, möglichst nahe der Grenze. Wer in den Bündner, Tessiner und Walliser Grenzorten promenierte, wird erstaunt sein über den Reichtum an Kolonialwarenläden, die in einer Reihe nebeneinander hart an der Grenze und für die Ortsbewohner oft recht unbequem liegen. Für sie sind sie auch nicht in erster Linie bestimmt. Sie dienen ausschließlich der Kauflust der Schmuggler, die zu Engrospreisen sich versehen und meist nur mindere Qualitäten bevorzugen. Schmuggelnd steckt der Verkäufer das Geld ein. Seine Beteiligung am Schmuggel ist der ungefährlichste Teil der Operation, allerdings auch der am wenigsten

Gewinn einbringende. Zumal seit die Konkurrenz der Grenzkaufläden so stark ist und die Preise gedrückt werden, sind die Vorzüge dieses Spezialberufes ziemlich gesunken. Weitere Warendepots finden wir oft noch im Hochgebirge (z. B. bei der Cantine de Proz zwischen Bourg, St. Pierre und dem Großen St. Bernhard) und in kleinen einsamen Grenzwirtschaftshäusern, nahe den Zollposten. Hier pflegen die Schmuggler vor und nach der Tat einzufahren, hier warten sie bei Spiel und Tanz den günstigen Moment ab oder verschlafen den Tag, um für die Abenteurer der Nacht Kräfte zu sammeln. Zumal nach gelungener Operation geht es hier hoch her, und oft kommt es nach reichlich genossenem Alkohol zu Kauf- und Messerjagen.

Sind die Verkäufer der Schmugglerware meist Schweizer, die auch noch auf die einheimische Rundschau rechnen, so sind die eigentlichen Schmuggler meist Italiener der benachbarten Grenz-dörfer oder auch fern abliegender Provinzen, in denen es keine „Arbeit“ gibt, stramme, verwogene Gesellen, mit Messer und Pistole bewaffnet, denen man nicht gern ins Gehege kommt. Sie „arbeiten“ nicht auf eigene Rechnung, sondern stehen nur im Dienste der „Gesellschaft“ (oft sind es regelrechte Aktien-

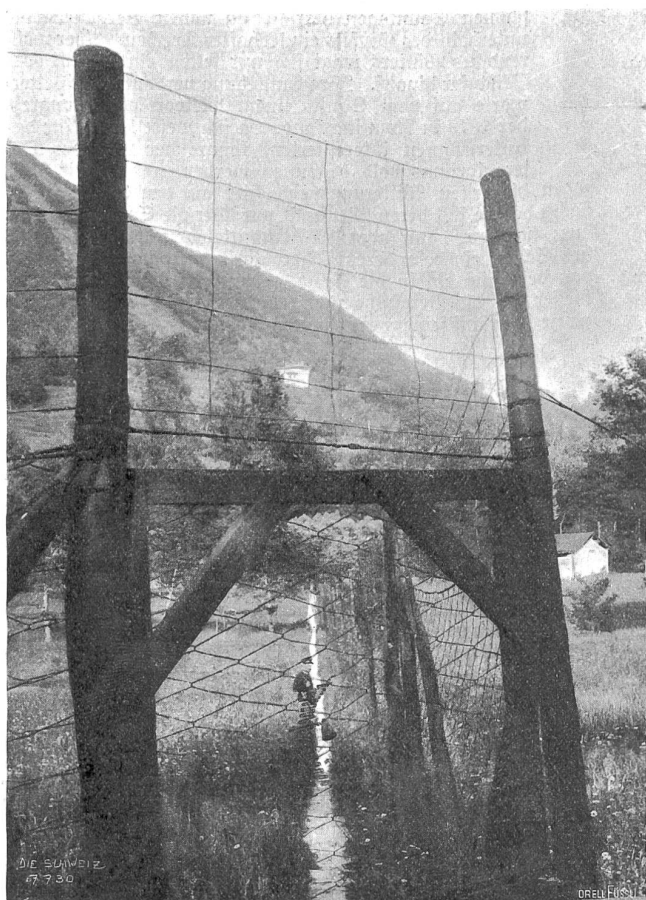


Drahtgeflechte an der schweizerisch-italienischen Grenze.

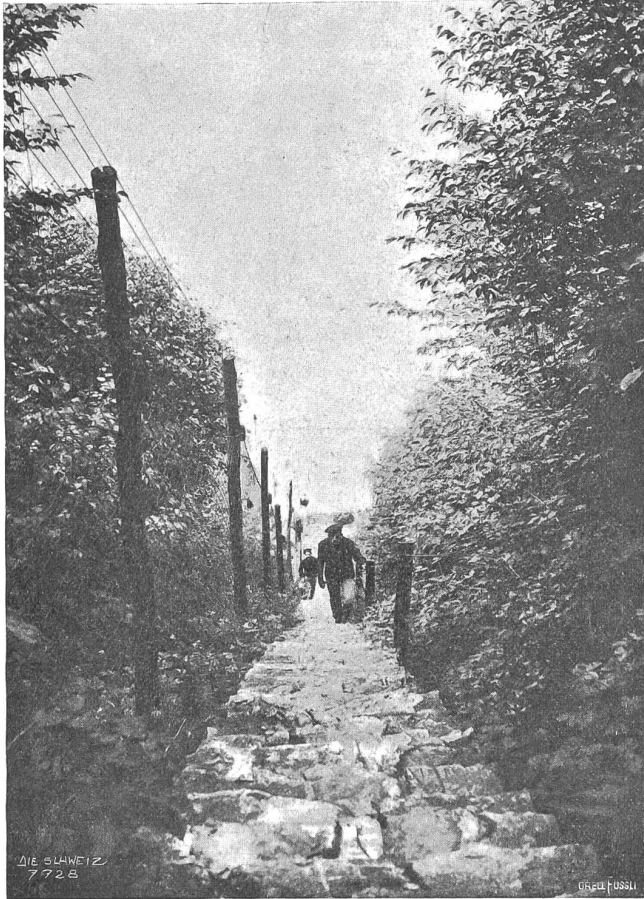
gesellschaften mit Dividende!) und erhalten von ihr für den Warentransport von dem letzten schweizerischen in das erste italienische „Depot“ eine prozentuale Gewinnbeteiligung, die sich für eine Reise auf 20 bis 30 Franken stellen mag. Ihre Rolle ist mit der Ablieferung der Waren beendet. Den Verkauf besorgt die dritte Gruppe der Organisation, die die größten Gewinne erzielt, aber auch das größte Risiko läuft; denn Italien übt in der sog. Kontrollzone eine überaus strenge Inspektion der Waren und ihrer Provenienz aus. Die Geschäftsleute, denen der Verkauf von Schmuggelware nachgewiesen werden kann, werden zu ebenso strengen Gefängnis- und Geldstrafen verurteilt wie die „Grossisten“, die ihnen die Schmuggelware anbieten. Es heißt also hier überaus vorsichtig sein und möglichst verstecktes Spiel treiben. Doch die Geheimnistuererei behagt ja dem Italiener nicht übel.

Der eigentliche Schmuggler setzt sein Leben nicht selten aufs Spiel. Er verunglückt in den Bergen, da er sich meist das schlechte Wetter aussuchen muß, oder es ereilt ihn eine Kugel der verfolgenden Grenzwache, ob-schon diese nur schießt, wenn der Schmuggler seinen (oft dreißig und mehr Kilo schweren) Ballen nicht abwirft. Kommt der Schmuggler auf dieser Menschenjagd mit dem Leben meist davon, so gibt es doch Burschen, die bis zu fünfzig Jahren angehäuften Gefängnisstrafen abzustoßen hätten — wenn sie erwischt würden. Das elfte Gebot ist auch hier das wichtigste und vermutlich das einzige, dem strikte nachgelebt wird. In seinem Dorf ist der Schmuggler ein Held; ihm seine Hand zum Bunde fürs Leben zu reichen, ist eine Ehre für das Mädchen. Der Grenzwächter dagegen wird trotz seiner schönen Uniform scheel angesehen; er ist ein „Fremder“, kommt meist aus Neapel und Sizilien, versteht den Dialekt der Leute nicht und ist vom Staate dazu bestimmt, ihnen das Leben sauer zu machen. Und doch beginnt mit dem Einzug der Zollwächter in einem Dorf die Geburtenzahl meist zu steigen. Aus frühern Zeiten wissen wir, daß zwischen den Mädchen des Ortes und den Grenzwächtern geheime Verträge bestanden: das Mädchen ist dem Grenzwächter zu Willen, dieser läßt dafür die Schmuggler passieren.

Hier stoßen wir auf den wunden Punkt. Aus fiskalischen Gründen opfert Italien unbedenklich höhere Interessen sittlicher Art. Das Schmugglerhandwerk mit seinem Betrug des Staates, seinen Messerjagen und seinen Opfern an Menschenleben ist nicht unsittlicher als das Grenzwächterhandwerk mit seinem Faulenzen, seiner



Drahtgeflecht mit Stöcke und Durchlaßtür an der schweizerisch-italienischen Grenze.



Schmuggler auf der Zolltreppe am Euganersee.

Tagdieberei und seiner Menschenjagd. Man zieht hier von Staats wegen eine Armee sittlich minderwertiger Bürger groß, und nachher wundert man sich über den sittlichen Tiefstand des Volkes.

Unsere Bilder veranschaulichen den Schmuggel an unserer Südgrenze. Er hat für uns einen unseugbaren Vorzug. Die Tessiner der Grenzorte sind begeisterte Patrioten; sie haben das größte wirtschaftliche Interesse daran, Schweizer zu sein. Der Vorteil, der dem Tessiner Handel aus der exponierten Lage des Kantons erwächst, wiegt jedenfalls die mancherlei Nachteile dieser exzentrischen Situation auf, über die oft und nicht mit Unrecht geklagt wird.

Eduard Plazhoff-Dejeune, Wiganella.

Aktuelles.

Nationalrat Justin Lagier †. In Lausanne starb am 5. Januar im Alter von 64 Jahren alt Pfarrer Nationalrat Justin Lagier, geb. 1850 in Aubonne. Dem Nationalrat gehörte der Verstorbenen, der zu Neuenburg, Leipzig und Paris Theologie studiert hatte, von 1875 bis 1889 als Pfarrer amtierte und seit 1889 als Schuldirektor in Nyon tätig war, seit dem Jahr 1896 an. Von 1893 bis 1895 war er Feldprediger des 11. Infanterie-Regimentes, von 1903 bis 1913 Vertreter Nyons im Großen Rat des Kantons Waadt.

Der Montblanc-Flug Parmelins. Mit dem 11. Februar können die schweizerischen Piloten einen neuen erstklassigen Flug in die Geschichte der schweizerischen Aviatik eintragen, da es dem Schweizer Deperdussin-Flieger Parmelin, einem in Genf lebenden Waadtländer, gelang, den Montblanc zu überfliegen. Nachdem er mehrere Tage lang infolge Nebels

den Aufstieg hatte verschieben müssen, startete er am Vormittag des 11. Februar vom Genfer Flugplatz aus. Von Nosta lief dann am Nachmittag die Meldung ein, daß Parmelin der Alpenflug gelungen sei; in einer Höhe von ca. 5300 m zog er mit seinem Eindecker über den Montblanc, landete zuerst in Courmayeur am Fuße des Montblanc, stieg dann wieder auf und flog bis Nosta weiter. Parmelin brauchte für die ganze, der starken Kälte wegen außerordentlich anstrengende Fahrt nur etwa anderthalb Stunden. In diesem Zusammenhang sei auch wieder an die früheren Alpenflüge erinnert. Seitdem am 22. September 1910 Geo Chavez den Simplon überflog und bei der Landung in Domodossola zutode stürzte, hat eine ganze Anzahl von Fliegern Alpenpässe und auch einzelne Gipfel überflogen. Den Simplon bezwang als Zweiter der Peruaner Biélovucie, der im Januar 1913 den Schreden der Berge trogte und in 19 Minuten von Brieg nach Domodossola flog, um dann seine Luftreise bis Mailand fortzusetzen. Oskar Bider überflog, nachdem er mehrere Alpenpässe zum Training bezwungen hatte, am 13. Juli 1913 das Jungfraumassiv in einer Höhe von 4200 Metern. Wenige Tage später überflog Bider den St. Gotthard von Mailand nach Basel, wo er nach mehr als 3½stündigem Fluge eintraf. Auch der Semmeringpaß, die Pyrenäen und das Karstgebirge sind mehrmals überflogen worden. Geo Chavez blieb bisher das einzige Todesopfer dieser Alpenflüge.

Ein Vierteljahrhundert auf der Säntispitze. Vor einigen Wochen beging der Wetterwart J. Bommer auf der Säntispitze in der Höhe von mehr als 2500 m sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum, treu unterstützt von seiner Frau, die tapfer bei ihm in der Einsamkeit, im Winter bei Eis und Schnee und schweren Stürmen, ausgehalten hat. Im Sommer hat ja das Wohnen auf der Säntispitze seinen hohen Reiz; da empfängt der wetterharte Wetterwart manchen Gast, und an schönen Sonntagen herrscht im nahen Bergwirthshaus unterhalb des Gipfels ein lebhaftes Treiben. Aber während des Winters wagt sich nur selten ein Tourist oder Skiläufer hinauf. Ihre Entstehung verdankt die Wetterwarte auf dem Säntis einem Meteorologen-Kongreß, der 1879 in Rom stattfand. Da sich weite Kreise für das Unternehmen interessierten, konnte der Bau des Observatoriums bald begonnen werden, und bereits 1882 zogen die ersten Witterungsbeobachter auf den Säntis. Zunächst dehnte sich deren Dienstzeit nur über die Sommermonate aus; nachdem dann aber 1887 unmittelbar unter dem Gipfel des Säntis ein besonderes Observatorium erbaut worden war, von dem aus ein in die Felsen gesprengter Gang zum Windmesser auf die Bergspitze führt, blieb der neue Wetterwart das ganze Jahr auf seinem exponierten Posten.

Verschiedenes.

Eine Untersee-Eisrinne vor hundert Jahren. In den ersten Tagen des Monat März werden es hundert Jahre, daß im fest zugefrorenen Untersee eine Fahrbahn eingeschlagen werden mußte, um Lebensmitteltransporte von Konstanz nach Basel zugunsten der verbündeten Armeen, die dort in der Nähe gegen Napoleon im Feld standen, zu ermöglichen. „Es gehört,“ meldete damals die „Allgemeine Zeitung“, „unter die seltensten Naturerscheinungen, daß noch zu Anfang März durch die eingetretene starke Kälte der untere Bodensee ganz zufror und mit einer drei Schuh dicken Eisdede überzogen wurde. Dieses Ereignis war umso unangenehmer, als ein großer Teil der Lebensmittel zu Wasser bis Basel den Armeen, die daran Mangel litten, hätte zugeführt werden sollen. Dabei gaben die erfahrensten Seeleute keine Hoffnung, daß der Bodensee vor einem Monat aufgehe oder aufgebrochen werden könnte. Aber der General-Intendanturrat der verbündeten Armeen, Baron von Pfaffenberg, bewies, was fester Wille verbunden mit Kraft vermag, indem er durch sein rastloses Bemühen, mit der patriotisch-tätigen Beihilfe des großherzoglich badischen Kreisdirektoriums zu Konstanz und der Schweizer Kantonsregierung vom Thurgau, binnen einigen Tagen den

intern Bodensee in einer Strecke von vier Stunden aufreißten und den Strom wieder so fahrbar machen ließ, daß nun die wohlthätige und nützliche Einleitung, einen beträchtlichen Teil der Subsidien den Armeen zu Wasser zuzuführen, wieder beginnen kann."

Die Anfänge des rheinischen Karnevals. Der Maskerade zur Fastnachtszeit am Rhein wird wohl zum ersten Mal in den Schriften des Casarius v. Heisterbach (12. Jahrhundert) Erwähnung getan. Auch schon früher findet man in den Aufzeichnungen, daß sog. „Bände“ — einzelne Maskengruppen — in den Häusern Einlaß begehrten, auch zumeist aufgenommen wurden und dann dort Aufführungen lustiger Art veranstalteten. Auch allerhand Unfug wurde getrieben, der vielfach ausartete und zu Konflikten mit der hohen Obrigkeit führte. Im 14. Jahrhundert erzählen die Kölner Rathausprotokolle bereits von Verboten gegen solche Vermummungen, die vielfach zu Exzessen bei Bürgern führten und grobes Vergernis erregten, und später findet man namentlich Erlasse gegen das Anlegen von Mönchsstrüchtern, sobald Kriegsgefahr vorlag. Man fürchtete dabei das Einschleichen von Spionen. Der ursprüngliche Kölner Karneval lehte mit einer Vorfeier am Donnerstag vor Fastnacht ein. Man nannte sie die „Weiberfastnacht“. Als typische Figur tanzte an diesem Tag der mit Schellen behangene „Bellengeck“ mit Britsche und Zitrone in den Händen, von Geigen begleitet, durch die Straßen und sprach vor den Häusern der Reichen seine Sprüche, wofür er sein Trinkgeld erhielt. Mit der französischen Revolution verschwand diese Figur, tauchte aber 1801 wieder auf, als ein von Paris kommendes Dekret den Karneval wieder erlaubte. Damals las man die Erlaubnis des Platzkommandanten an allen Ecken: „Il est permis au citoyen Bellengeck de faire son tour.“ Sofort bildeten sich die üblichen Festzüge wieder, und 1812 nahm sogar die französische Besatzung der Stadt Köln durch einen gewaltigen Reiterzug an dem öffentlichen Feste teil. Von da ab begann eine neue Ära des rheinischen Karnevals. Am Tage der Vorfeier pflegten die Frauenzimmer sich gegenseitig zu foppen, indem sie sich die Hauben vom Kopfe rissen. Dies war die sog. Weiberfastnacht am Donnerstag vor dem eigentlichen Feste. Sie ward besonders von den „Damen der Halle“ auf dem Marktplatz mit einem grotesken Elfenreigen gefeiert, und für einen Mann war es nicht geraten, den Tanzenden zu nahe zu kommen; sonst rissen sie ihm den Hut vom Kopfe und spielten mit ihm Fangball („Liweraag“). Dies nannte man „Mützenbestot“, d. h. Mützenregiment. Am Samstag vor Fastnacht ward dann vom Altan des Rathauses herab öffentlich die Freiheit verkündet, und nun begann ein dreitägiges tolles Treiben. Maskenzüge und Maskengruppen trieben allenthalben ihren Scherz, und jeden Abend fanden Bälle statt. Demütig eilten dann am Aschermittwoch die ausgelassenen Fastnachtschwärmer zur Kirche, um sich das Aschentreu auf die Stirn machen zu lassen. Mittags scherzte man noch einmal bei solennen Mahlzeiten, und am folgenden Sonntag (Lätare) fand eine Nachfeier der Karnevalsfreude statt. In dieser Form ward der Karneval bis 1823 gefeiert, und dann entwickelte sich allmählich die jetzige Form des närrischen Treibens.

Wie Napoleon I. nach England fliegen wollte. In seiner Gereiztheit und Erbitterung gegen die Engländer, die er mehr haßte als alle andern Völker, dachte Napoleon I. auch an die Möglichkeit einer Luftfahrt nach England: er wollte mit seinem Heere auf Luftschiffen nach dem Inselreiche zu gelangen suchen und mit Soldaten, Rossen und Kanonen plötzlich auf das „Krämerwolt“ herniederstürzen. Die „Nuova Antologia“ weist darauf hin, daß im 18. Band des Briefwechsels des Kaisers sich nachstehender Bericht findet: „Der Kriegsminister unterbreitet dem Kaiser den Plan eines Herrn Hommand, Ex-Chefs des Luftschiffbataillons, der den Vorschlag macht, daß man mittels 100 Luftballons von 100 Metern Durchmesser in England zu landen versuchen solle; die Gondel könnte 1000 Mann mit Lebensmitteln für 14 Tage, ferner 2 Kanonen und 25 Pferde fassen.“ Obwohl Napoleon zu den vielen wissenschaftlichen Neuheiten, die ihm vorgelegt wurden, nur wenig Vertrauen hatte, zögerte er doch keinen Augenblick, sich diesen neuen Vorschlag näher anzusehen. Gab es doch bereits im französischen

Heere ein Bataillon von Ingenieuren, die die Aufgabe hatten, die Luftschiffahrt für die Kriegskunst nutzbar zu machen. Da ihm Herr Hommands Plan beim Krieg gegen die Engländer unerwartete Hülfe gebracht hätte, wollte er ihn nicht ohne weiteres verwerfen: er sollte vielmehr sofort geprüft werden. Der Kaiser versah daher den Brief des Kriegsministers mit der Randbemerkung: „Herrn Monge zu überweisen, damit wir erfahren, ob es sich lohnt, einen Versuch zu machen“. Monge war ein berühmter Mathematiker und Physiker, der zuerst dadurch bekannt wurde, daß er als Minister das Todesurteil an Ludwig XVI. hatte vollstrecken lassen müssen. Einige Monate später war er aus seinem Amte ausgeschieden, um die Leitung sämtlicher Gewehrfabriken, Geschützgießereien und Pulvermühlen der Republik zu übernehmen. Abgesehen davon, daß er viele wichtige physikalische Entdeckungen machte, erwarb er sich als Begründer der darstellenden Geometrie als Wissenschaft ein bleibendes Verdienst. Diesem Manne also wurde die Prüfung des phantastischen Projektes des Luftschiffers Hommand überlassen. Monge untersuchte die Sache sehr gewissenhaft, hielt den Vorschlag aber „für wenig praktisch“, und Napoleon ließ den Plan darauf ohne weiteres fallen...

Meneskes.

Ein furchtbares Brandunglück im St. Galler Seebezirk.

Das kleine st. gallische Bergdörfchen Ernetswil, etwa eine halbe Stunde oberhalb Uznach an der Straße nach Gommiswald gelegen, war Mittwoch früh der Schauplatz einer furchtbaren Brandkatastrophe, der vier Knaben im Alter von fünf bis vierzehn Jahren zum Opfer fielen. Aus noch unbekanntem Ursachen ging in der vierten Morgenstunde das von dem Pächter Severin Schwitler mit seiner Frau und seinen zehn Kindern bewohnte Bauernhaus „im Schlatt“ in Flammen auf, und innerhalb zweier Stunden blieb nichts davon übrig



Schmuggler mit aufgeschulten Ballen bei der Grenzübersteigung.

als ein rauchender Trümmerhaufen, in dem die vollständig verkohlten Leichen von drei Knaben gefunden wurden, während nur ein kleines Stückchen des Fußes von dem entsetzlichen Tod des vierten Kindes Kenntnis gab. Wäre nicht das jüngste Kind, ein Säugling von vier Monaten, gegen vier Uhr morgens erwacht, da es nach Nahrung verlangte, so würde das Unglück noch weit größer geworden sein, da später kaum noch die Möglichkeit der Rettung der übrigen Familienglieder bestanden hätte. Nur mit dem Allernötigsten bekleidet, gelang es der Frau, das jüngste Kind bei Nachbarnleuten in Sicherheit zu bringen, während der beherzte Mann, nachdem er durch Einschlagen der Türen und Fenster einen Weg ins Freie gebahnt hatte, trotz Rauch und Flammen noch zweimal in das Haus zurückkehrte, um seine zum größten Teil in zwei Kammern des oberen Stockwerkes schlafenden Kinder zu retten. Sechs seiner Kleinen brachte er noch unverletzt ins Freie, vier Knaben aber, darunter sein ältester, vierzehnjähriger Sohn, blieben in dem brennenden Hause, da keine Möglichkeit mehr war, zu ihnen zu gelangen. Wohl waren sie noch die Treppe zur Stube der Eltern heruntergekommen, hier aber wurden sie von dem Rauch betäubt, erstickten und verkohlten dann. Nach eifrigem Suchen fand man am Morgen die Leichen, die mit den Böden und dem

Gebälk des Hauses in die Tiefe des Kellers gestürzt waren. Mit Hilfe der Nachbarn gelang es dem unglücklichen Vater wenigstens noch, sein Vieh zu retten, sonst aber verbrannte ihm alles in des Wortes vollster Bedeutung, da auch nicht das kleinste Stückchen Hausrat gerettet werden konnte. Die Ernetswiler Feuerwehr war der Katastrophe gegenüber machtlos; von Löschen war bei dem herrschenden Sturm keine Rede, und ihre Tätigkeit mußte sich auf das Abräumen der Brandstätte und das Auffuchen der Leichen beschränken.



Von der Seegefrorene auf dem Zürichsee im Februar 1914.

Das Bedauern mit der schwer betroffenen Familie ist allgemein, umso mehr, als Schwitter schon einmal durch einen Erdsturz in Schänis um sein Hab und Gut gekommen ist. Eine öffentliche Sammlung wird sofort in die Wege geleitet werden, und es ist zu hoffen, daß weit herum im Lande offene Hände sich finden, die mithelfen wollen, dem in der Gemeinde als arbeitsamer und tüchtiger Mann geschätzten Schwitter und seiner Familie eine neue Existenz zu ermöglichen. Gaben in bar oder natura nimmt das Pfarramt Ernetswil entgegen. Es würde uns freuen, wenn Spenden auch aus der Leserschaft der „Schweiz“ den Weg zur Schwitterschen Familie finden würden.

W. B.

Redaktion der „Illustrierten Rundschau“: Willi Bierbaum, Zürich 8, Dufourstraße 91. Telefon 6313. — Korrespondenzen und Illustrationen für diesen Teil der „Schweiz“ beliebe man an die Privatadresse des Redaktors zu richten.

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist nachweislich das beste Mittel zur Pflege der Zähne und des Mundes

Odol

Es wäre doch sonderbar, wenn es noch niemandem aufgefallen wäre, daß trotz täglichem Zahnreinigen mittels Zahnpulver oder Zahnseife die Zähne (namentlich Backzähne) häufig doch schlecht und hohl werden. Ist das nicht der beste Beweis dafür, daß die Zahnreinigung mit Pulver oder Seife eine durchaus ungenügende ist? Die Zähne tun uns nicht den Gefallen, nur an den Stellen zu faulen, wo wir bequem mit der Zahnbürste hingelangen können. Im Gegenteil, gerade an denjenigen Stellen, die schwer zugänglich sind, wie die Rückseiten der Backzähne, die Zahnpalten, hohle Zähne, Zahnlücken usw., geht die Fäulnis und Verderbnis am ehesten und sichersten vor sich. Will man seine Zähne von Fäulnis und Verderben frei, also gesund erhalten, so wird das am sichersten erzielt durch ein antiseptisches Mundwasser wie Odol. Dieses dringt beim Spülen überall hin, in die hohlen Zähne sowohl wie in die Zahnpalten, an die Rückseiten der Backzähne usw. Odol entzieht den zahnzerstörenden Pilzen die Lebensbedingungen und schützt deshalb die Zähne vor Verderbnis. Wir raten daher allen, die ihre Zähne gesund erhalten wollen, eindringlichst und mit gutem Gewissen, sich an eine fleißige Zahnpflege mit Odol zu gewöhnen.